

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer

Freytag-Loringhoven, Hugo Friedrich

Berlin, 1912

Von Mollwitz bis Leuthen.

[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12688](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12688)

Don Mollwik bis Leuthen.

Vortrag, gehalten am 24. Januar 1912 zur Feier des 200. Geburtstages
Friedrichs des Großen

von

Deutelmöser,

Hauptmann und Kompagniechef im 7. Rheinischen Infanterieregiment Nr. 69.

Nachdruck verboten.

Überlegungsrecht vorbehalten.

Als Friedrich II. am 31. Mai 1740 den Thron seines Vaters bestieg, begann für Preußen eine neue Zeit.

Fest war das innere Gefüge des Staates, den der junge Herrscher übernahm, vortrefflich insbesondere seine Armee. Aber nach außen hin „war der brandenburgischen Staatskunst der Mut des Entschlusses, das stolze Vorrecht der Initiative verloren gegangen, wie einst vor den Tagen des Großen Kurfürsten“.) Die Preußen schießen nicht, so spotteten die, deren ränkevoller Mißgunst es bisher gelungen war, dem aufstrebenden Königreich seinen wohlverdienten Platz an der Sonne streitig zu machen.

Aber bald schon sollte sich erfüllen, was Voltaire von dem Tatendrang des neuen Regenten erwartete: daß er seinen Völkern den Funken des Prometheus zutragen werde. Ganz anders freilich, als der französische Schöngeist es gemeint hatte, dem es darum zu tun gewesen war, „die lautere Flamme der Kunst und Wissenschaft“*) entfachen zu helfen.

Der handelsüchtige Bischof von Lüttich, mit dem ein Streit um die Herrschaft Herstal schwebte, war der erste, dem preußische Soldaten den Willen ihres Königs mit größerem Nachdruck kundtaten, als es den Diplomaten bisher geglückt war. Er fügte sich an demselben Tage,**) als Kaiser Karl VI. zu Wien die Augen schloß, und sich Preußen plötzlich die Gelegenheit bot, statt des leidigen Wort- und Federkrieges um Jülich-Berg eine größere Sache in Angriff zu nehmen: die Wahrung seines geschichtlichen Rechtes auf Schlesien.

„Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig“, schrieb der kranke König, als er die Todesbotschaft erhielt.

Seine Ratgeber Podewils und Schwerin wollten erst die Mittel der Diplomatie erschöpfen, ehe gehandelt würde. Aber Friedrich hatte aus den üblen Erfahrungen seines Vaters gelernt. „Wir würden uns bla-

*) Koser, Friedrich der Große, Bd. I.

**) 20. Oktober 1740.

mieren, wenn wir in Wien unterhandeln wollten.“ Mit diesen Worten wies er den Vorschlag zurück.

Am 16. Dezember überschritt er mit 21 000 Mann die Grenze, und Ende Januar war ganz Schlesien bis auf die Festungen Glogau, Brieg und Neiße in seinem Besitz.

Militärisch war der Entschluß zunächst gefahrlos gewesen, denn der König hatte genau gewußt, daß weder Oesterreich noch eine andere Macht vor dem Frühjahr ein ebenbürtiges Heer gerüstet haben konnte. Desto kühner aber war die politische That, denn ohne jeden Bundesgenossen galt es nun, das Gewonnene zu behaupten, während das Land des Königs der Grenzstriche, wie Voltaire seinen Gönner spottend nannte, den mächtigen Bürgen der Pragmatischen Sanktion beinahe schutzlos preisgegeben war.

In breiter dünner Front standen die zum Schutze Schlesiens bestimmten preußischen Truppen von Liegnitz bis zu dem Karpathen-Passe von Jablunka verteilt. Erst im März, als Glogau durch nächtlichen Sturm genommen und dem Feinde größere Regsamkeit zuzutrauen war, zog der König den linken Flügel nach Troppau heran. Doch glaubte er noch am 1. April, von Schwerin beeinflusst, den Gegner über den Raum von Braunau bis zur Grenze Ungarns verzettelt.

In Wirklichkeit aber marschierte ein feindliches Heer unter Feldmarschall Reipperg schon seit dem 29. März von Olmütz auf Neiße. Es benutzte nicht die große Straße über Jägerndorf, wo der König mit einem Teil seiner Truppen bereitstand, sondern den für ungangbar geltenden Nebenweg über Engelsberg—Würbenthal.

Am 2. April gewann der König plötzlich Klarheit. Er war mit seinem kleinen Korps in größter Gefahr, erdrückt oder abgeschnitten zu werden.

Schnell leitete er jetzt die Versammlung der Armee zur Schlacht in die Wege. Bei Sorge wollte er über die Neiße gehen, um vor dem Kampf die Verbindung mit dem wichtigen Parkplatz Ohlau wiederzugewinnen. Doch Reippergs Vorsprung war schon zu groß. Die Preußen mußten über Michelau und Löwen ausholen, und auch von hier aus war Ohlau, wie sich am 8. April erwies, nicht mehr ohne Kampf zu erreichen, da der Feind schon bis Grottklau gelangt war. Am 9. ließ der König die erschöpften Truppen rasten. Am 10. schritt er zum Angriff mit verwandter Front: zu seiner ersten Schlacht.

Klar schien die Sonne auf den leicht gefrorenen Schnee, als die Armee in fünf Kolonnen von Alzenau antrat. Zwischen Hermsdorf und Pampitz wurde um die Mittagsstunde aufmarschiert, da der Feind, nach einer nur teilweise richtigen Meldung, in Grüningen, Mollwitz und Dünern liegen sollte. Um 1⁰⁰ ging es mit klingendem Spiel und flattern-

den Fahnen weiter. Der linke Flügel hing etwas ab, da sein Aufmarsch sich durch Mangel an Platz verzögert hatte.

Jetzt zeigten sich auf der Windmühlhöhe östlich von Mollwitz feindliche Reitermassen. Südlich von ihnen Infanterie, zum Teil schon gefechtsbereit, zum Teil noch im Anmarsch von Laugwitz her.

Die Preußen blieben im Vorgehen. Das schwere Geschütz vor ihrer Front beschloß die Kavallerie mit guter Wirkung. Schon war der rechte Flügel auf 1300 m an den Feind heran, da schwenkte dessen Reiterei ganz plötzlich auf Grünungen ab. Eine kurze Flankenbewegung: dann war die Front wiederhergestellt und in langem Galopp ging's los auf den preußischen Flügel. Pistolenschüsse und wildes Gebrüll erfüllten die Luft. Die schwache Kavallerie des Königs wurde im ersten Ansturm geworfen, er selbst im Getümmel mit fortgerissen, nachdem er entschlossen und tapfer versucht hatte, die nächsten Schwadronen zum Gegenangriff zusammenzuraffen. Die schweren Geschütze fielen in Feindes Hand. Nur die Infanterie behauptete sich. An ihrem Feuer brach sich der Anprall der feindlichen Massen. Ein Teil von ihnen wich auf die Flügel der eigenen Infanterie, der andere auf Hermsdorf aus.

Unterdessen war der König glücklich der Gefahr entronnen und wieder zum rechten Flügel zurückgekehrt, wo sich auch ein Teil der geworfenen Kavallerie aufs neue geordnet hatte. Doch eine zweite Attacke von Hermsdorf und Grünungen her sprengte sie jetzt vollends auseinander. Es glückte sogar einzelnen Abteilungen des Feindes, in den Raum zwischen beide Infanterietreffen einzudringen. Überall zerschellte indes der Angriff auch diesmal an dem heftigen Feuer, das ihm entgegenschlug. Die Stoßkraft der feindlichen Reiterei war nun erschöpft. Ihre aufgelösten Massen zerstreuten sich plündernd in die nächsten Dörfer.

Es war gegen 3^o. Die Infanterie des Königs hatte sich gut gehalten. Erschüttert aber war sie immerhin. Schon während der ersten Attacke hatte das vordere Treffen ohne Befehl gefeuert, und als bei der nächsten das zweite Treffen plötzlich feindliche Reiter vor sich gesehen hatte, waren auch dort die Gewehre von selber losgegangen. Das waren bedenkliche Zeichen. Auch auf die Führer hatte die Wucht der Angriffe tiefen Eindruck gemacht. Die Kavallerie des rechten Flügels war aus dem Felde geschlagen und die Artillerie zum größten Teil gefechtsunfähig. Inzwischen hatte der Gegner auch Zeit gefunden, seinen Aufmarsch zu beenden. Seine Artillerie begann schon wirksam zu feuern. Der Ausgang der Schlacht war zweifelhaft.

Mit großer Bestürzung hatte Feldmarschall Schwerin den König mitten unter den feindlichen Reitern gesehen. In der Besorgnis, daß er auch weiterhin rücksichtslos die Gefahr aussuchen würde, beschwor er ihn, das Schlachtfeld zu verlassen und sein Leben dem Staate zu erhalten.

Der König lehnte dieses Ansuchen anfangs rundweg ab. Als sich jedoch die Attacken wiederholten und auch beim zweiten Treffen Unordnung eintrat, bestürmte Schwerin seinen Herrn, von dessen Adjutanten unterstützt, aufs neue mit dringlichen Bitten. Und diesmal gab der König nach. Er ritt zunächst zur Bagage, wo er ein paar wichtige Papiere an sich nahm. Einen Offizier entsandte er zum Fürsten von Anhalt mit der Meldung, daß die Schlacht verloren sei. Dann schlug er mit wenigen Begleitern die Richtung über Löwen nach Oppeln ein.

Den Befehl auf dem Schlachtfeld übernahm, als Friedrich es verließ, der Feldmarschall Schwerin.

Die Unterführer ließen ihn fragen, wohin der Rückzug gehe. „Auf den Leib des Feindes!“ antwortete er stolz. Mit markigen Worten schuf er wieder Ordnung und Zuversicht unter den Leuten. Dann ließ er von neuem antreten.

Geschlossen wie eine Mauer rückte die preußische Infanterie jetzt vor, eingehüllt in den Pulverrauch ihres Pelotonfeuers, dessen Salven unaufhörlich rollten. Mit ruhiger Sicherheit wurden zwei neue Reiterattacken abgewiesen. „Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Superberes gesehen zu haben“, schrieb ein österreichischer Augenzeuge. „Sie marschierten mit der größten contenance und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als wie ein stetes Donnerwetter.“

Wohl rissen auch die feindlichen Geschosse manche Lücke, aber jede schloß sich sofort durch Ersatz aus dem zweiten Treffen, und niemand achtete der Gefallenen weiter, als daß er ihnen die Patronen abnahm. Vergebens suchte der Feldmarschall Neipperg auch seine Leute zum Vorgehen zu bringen. Sie starrten wie gebannt auf die feuerspeienden Linien der Preußen und ballten sich zu dichten Haufen um ihre Fahnen.

Jetzt suchte der österreichische Führer die klaffenden Lücken auf seinem schwer gefährdeten linken Flügel auszufüllen, indem er von rechts nach links heranschließen ließ. Aber sofort erkannte der verwundete Schwerin, daß sich so die Möglichkeit bot, den verkürzten rechten Flügel des Gegners zu umfassen. Er befahl seinem linken Flügel, beschleunigt vorzugehen. Das brachte die Entscheidung. Um 6^o abends gab Neipperg den Befehl zum Rückzug. Seine geschlagene Armee erreichte in der Nacht noch Grottkau. Die Verfolgung der Sieger fand am Conradswaldauer Bach ein Ende.

Während so die preußische Infanterie ihre ersten blutigen Lorbeeren pflückte, ritt der junge König, seine Sache verloren glaubend, in trüben Gedanken dahin. Gegen Mitternacht erreichte der kleine Reitertrupp Oppeln, das voraussichtliche Rückzugsziel der Armee. Die Tore der

Stadt waren zu, die Fallgatter herabgelassen. Um Einlaß zu erhalten, rief das Gefolge die Wache an und gab sich als Preußen zu erkennen.

Da plötzlich krachten Schüsse. Feindliche Husaren rissen die Gitter hoch und stürzten hervor. Aber ehe sie den König erreichen konnten, hatte dieser sein Pferd herumgeworfen und war im Dunkel der Nacht verschwunden. Nur einige seiner Begleiter wurden gefangen. Er selbst traf gegen Morgen wieder in Löwen ein. Dort fand er den Adjutanten des Erbprinzen Leopold mit der Siegesbotschaft.

Mit welchen Gefühlen mag der König sie vernommen haben!

Freilich, „Verdruß, Bitterkeit, Beschämung, alle andern Empfindungen überwog doch nach den furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen der letzten acht Tage die helle Freude. Auch brauchte der König vor den Truppen, die ihn im Schlachtgewühl gesehen hatten, den Blick nicht zu senken.“*) Der Besitz von Niederschlesien war gesichert, die Verbindung über Ohlau mit der Heimat wiedergewonnen. Gleichwohl kam das Gefühl der vollen Befriedigung in dem jungen Feldherrn nicht auf.

Keineswegs nur darum, weil Oberschlesien zunächst verloren blieb, solange Neipperg sich bei Neiße behaupten konnte. Weit unerfreulicher noch war es, daß die preußische Reiterei in der Schlacht so ganz versagt hatte, denn die Kavallerie war damals oft die entscheidende Waffe im Kampf. „Unsere Infanterie feindet lauter Cäsars und die Officiers davon lauter Helden“, schrieb der König in berechtigter Begeisterung an den Alten Dessauer, den verdienten Drillmeister des preußischen Heeres, „aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holet.“

Da war also viel zu bessern. Indes auch mit sich selber war der König nicht zufrieden, und gerade das ist ganz besonders lehrreich. „Mollwitz war meine Schule“, sagt er in der „Histoire de mon temps“. „Ich stellte tiefe Betrachtungen über meine dort begangenen Fehler an, aus denen Ich in der Folge Nutzen zog.“

Allzu methodisch war er nach seinem eigenen Urteil verfahren, als er die Armee zwischen Hermsdorf und Pampitz aufmarschieren ließ. Über dem sorgsamten Aufbau der Schlachtfront hatte er versäumt, die taktische Schwäche des Gegners zu benutzen, der um diese Zeit noch lange nicht gefechtsbereit war, sondern mit dem größten Teil seiner Infanterie erst von Laugwitz herangerückt kam. Doch dieser Fehler wog vergleichsweise leicht gegenüber dem andern, daß der König im Kampfe selbst zu früh am Erfolge verzweifelt hatte. Nur Mangel an Erfahrung war der Grund gewesen, daß er fremder Sorge sein Ohr nicht verschlossen hatte. Wes Geistes Kind er wirklich war, das hat er später oft genug bewiesen. Der Mann, der bei Kolin, vom Willen zum Siege ganz durchdrungen, allein

*) Rojer, a. a. O.

den feindlichen Feuerschlünden entgegenritt, der bei Kunersdorf, den Degen vor sich in den Sand gesteckt, noch standhielt, als alle andern wichen, der mit zerschossenem Rock, gewaltsam fast vom Schlachtfeld geführt werden mußte: das war der König in seiner wahren Gestalt — nicht jener Neuling, der bei Mollwitz vor dem eigenen Siege floh. Er hat dem Feldmarschall Schwerin den üblen Rat von damals nie vergessen.

Wie hätte die Welt wohl geurteilt, wenn der König vor Oppeln einer feindlichen Kugel zum Opfer gefallen wäre? Wohlwollende Nachsicht allenfalls hätte sie übrig gehabt für das Andenken dessen, der heute unter den Gewaltigsten im Buche der Geschichte verzeichnet steht. „Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.“ Dies Dichterwort gilt für die Größten selbst auf Erden. Wer über andere zu richten hat, bedenke es wohl!

Im Gegensatz zu den Mängeln seiner Gefechtsführung zeigt sich der König aber schon in diesem seinem ersten Feldzuge als Meister der Operation.

Zwar war die zersplitterte Aufstellung vom Januar bis zum April, so sehr sie dem Geschmack der Zeit entsprach, nicht glücklich gewesen. Sie war zu sehr auf reine Abwehr zugeschnitten und krankte an dem Fehler, den Friedrich später selbst einmal mit den Worten bezeichnet hat: „Wer alles defendieren will, wird nichts defendieren.“ In den Heeresbewegungen des Königs von Jägerndorf bis Mollwitz zeigt sich hingegen schon ganz unverkennbar der Feldherr der Zukunft. Mit doppelter Klarheit, wenn man Reippergs Verfahren dagegenhält.

Als der feindliche Marschall am 4. April in Zuckmantel hört, daß der König vereinzelt bei Neustadt steht, muß er die Gunst der Lage nicht zu dem sofortigen Angriff aus, der damals den Feldzug zweifellos zu Osterreichs Gunsten entschieden hätte. Sein Streben geht nur auf die Gewinnung der Stützpunkte Reize und Brieg. Wohin er sich von Grottkau wenden sollte, hat er eingeständenermaßen selber nicht gewußt.

Der König hingegen handelt mit klarer Sicherheit. Schnell sammelt er seine Kräfte, soweit es Raum und Zeit nur irgend erlauben, und sobald das geschehen ist, sucht er entschlossen die Schlacht. Das mag uns heute selbstverständlich scheinen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir es eben König Friedrich verdanken, wenn wir so weit vorgeschritten sind.

Den militärischen Kunstleuten jener Zeit ging nichts über ihre Methode, und diese lief durchaus nicht darauf hinaus, das feindliche Heer vernichtend zu schlagen, um so die politische Macht des Gegners zu brechen. So plumpe und, bei den teuern Werbeheeren, kostspielige Mittel liebte man nicht. Nur im äußersten Notfall nahm man seine Zuflucht zu ihnen. Die Höhe der Führerkunst sah man in einer auf Ermüdung des

Gegners berechneten Manöverstrategie. Sie war im Gegensatz zu heute möglich, weil das Wirtschaftsleben weniger entwickelt war und nicht so unmittelbar vom Kriege berührt wurde, wie in der Gegenwart. Der König war es, der hier Wandel schuf, das wahre Wesen des Krieges wiedererkannte und nicht mehr Landstriche oder Festungen, sondern das feindliche Heer, die Quelle der feindlichen Macht, zum Gegenstande der Operationen machte. In dieser Hinsicht ist er schon im Ersten Schlesischen Kriege den überlieferten Anschauungen weit voraus.

Sein Verhalten nach der Schlacht bei Mollwitz bis zum Herbst 1741 scheint damit allerdings im Widerspruch zu stehen. In wechselnden Lagern, bei Mollwitz, Grottkau und Strehlen, beschränkt er sich auf die bloße Beobachtung des geschlagenen Feindes, der, auf Reize gestützt, frische Kräfte sammelt und von Anfang August ab sogar wieder neue Unternehmungslust zeigt. Auch als Reiperg in die Gegend von Frankenstein rückt, greift Friedrich nicht an, sondern verändert zunächst nur die Front, um besser zur Verteidigung gerüstet zu sein. Aus Besorgnis um sein großes Magazin in Schweidnitz bezieht er schließlich am 21. August ein neues Lager bei Reichenbach, wo er bis zum 7. September wiederum abwartend stehen bleibt.

Und dennoch hatte er gerade in dieser Zeit des scheinbaren Zauderns alles aufgeboten, um einen Plan von größter Tragweite zur Tat zu machen. Nichts Geringeres wollte er, als die völlige Zertrümmerung der habsburgischen Macht.

Schon vor der Schlacht bei Mollwitz hatte er mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt. Der Sieg beschleunigte dessen Abschluß, denn er trug den Ruf der preußischen Truppen in alle Lande und machte des Königs Freundschaft begehrenswert. Schweden, Sachsen und Bayern waren mit im Bunde, um dem wittelsbachischen Kurfürsten die Kaiserkrone zu gewinnen. Jetzt galt es zunächst, den Operationsplan festzulegen.

„Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen“, erklärte der König. „Es ist nicht mehr die Rede davon, mit stumpfen Waffen zu kämpfen. Das also sind meine drei Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich.“ Durch einen konzentrischen Vormarsch auf Wien wollte er Österreichs Macht den Todesstoß versetzen. Fürwahr ein Plan, der eines großen Feldherrn würdig war.

„Von allen Seiten zugleich“ — in diesen Worten liegt die Erklärung für Friedrichs Abwarten. Die verbündeten Heere sollten erst näher heran sein, bevor die letzte Entscheidung fiel. So beugte man Rückschlägen vor und erreichte das Ziel ohne allzuschwere Opfer, denn Reipergs Armee war die einzige, die Maria Theresia damals im Felde stehen hatte.

Das alte Verhängnis aber, das seit Menschengedenken über dem

Handeln kriegerischer Bundesgenossen geschwebt hat, es waltete auch hier. Zu unanfechtbar richtig war des Königs Plan, als daß ihn Frankreich hätte gutheißen können. Der Marsch auf Wien mußte unbedingt die Wirkung haben, daß Neipperg zum Schutze der bedrohten Hauptstadt aus Schlesien abzog. Dann aber hätte ja der König von Preußen nicht mehr allein die Gefahr und Last des Entscheidungskampfes getragen. Die Franzosen hätten beides mit ihm teilen müssen.

So kam es zu der unvermeidlichen Halbheit, dem Zuge des verbündeten Heeres nach Prag. Vergebens strebte Friedrich jetzt, aus eigener Kraft seinen großen Gedanken wahr zu machen. Der Versuch, den Feind durch eine überraschende Umgehung über Münsterberg—Ottmachau von Neiße abzuschneiden, scheiterte an Neippergs Wachsamkeit. Seinen Bundesgenossen entfremdet und zurzeit außerstande, den Gegner zum Kampfe zu stellen, schloß der König am 9. November jenen unglücklichen Sondervertrag von Klein-Schnellendorf, der Österreichs Rettung war und Preußens Verhängnis. „Der Knoten seiner Geschichte war jetzt geschürzt“, sagt Koser, Friedrichs berühmter Biograph. „Eine Gelegenheit, wie er sie sich im Herbst 1741 hat entgehen lassen, sollte ihm nie wieder zulächeln. Der Fehler von Klein-Schnellendorf ließ sich in einem langen Leben nicht wettmachen. Die Schuld mußte dereinst gebüßt werden in unermeßlichem Leiden.“

Aber sollen wir heute trauern, weil alles so gekommen ist? Trauern darüber, daß unserm Volk der zweite Krieg um Schlesien und das furchtbare siebenjährige Ringen um Sein oder Nichtsein nicht erspart geblieben ist? Es müßte schlecht um unsere nationale Mannheit stehen, wenn wir das wollten! Gewiß: viel reichen Besitz und manch blühendes Leben hat jener Riesenkampf vernichtet, aber so wenig wir in diesen Gütern das Höchste auf Erden sehen, so wenig wollen wir den sittlichen Gewinn unterschätzen, der mit solchen Opfern erkaufte worden ist. Eine Quelle lebendiger Kraft ist jene Zeit bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist das Hohe Lied der preußischen Unüberwindlichkeit. Im Sturm und Drang der schweren Prüfungsjahre erst ist König Friedrich auch zu jener einsamen Höhe emporgestiegen, wo nur für die wenigen Auserwählten der Menschheit Platz ist. Nur so ist er für alle Zeit zum leuchtenden Vorbild wahrer Mannestugend und Feldherrngröße geworden.

Das zeige ein kurzer Blick auf den Feldzug von 1757, das Jahr seiner ersten Niederlage und seiner herrlichsten Siege.

Frankreich und Rußland hatten sich mit Österreich verbündet, um Preußen zu zertrümmern. Man glaubte in Wien, daß Friedrich den Kampf gegen diese erdrückende Übermacht nur in gemessener Verteidigung

führen könne. In aller Ruhe nahm man sich trotz der deutlichen Mahnung, die in den preußischen Erfolgen von Pirna und Lobositz lag, die Zeit, den Feldzug umständlich vorzubereiten. Der König aber dachte nicht daran, den Gegnern diese Zeit zu lassen. Aus dem eroberten Sachsen brach er selbst, aus Schlesien Schwerin in Böhmen ein, um den Hauptfeind, Österreich, zu schlagen, bevor die andern auf dem Plan erschienen.

Zwar glückte es den zersplitterten Heeresgruppen des überraschten Gegners, sich größtenteils nach Prag zu retten, aber die Armee, die Prinz Karl von Lothringen dort am 30. April übernahm, war in der traurigsten Verfassung. Der eilige Rückzug hatte Verwirrung und Mutlosigkeit in ihre Reihen gebracht, und Feldmarschall Browne, der in Böhmen kommandiert hatte, wünschte sich voller Verzweiflung den Tod.

Auch in Wien herrschte helle Bestürzung. Sie wurde nicht geringer, als die Hiobspost kam, daß Friedrich am 6. Mai bei Prag das Heer des Prinzen Karl geschlagen und in die Festung zurückgeworfen habe.

Leicht war der Sieg den Preußen freilich nicht geworden. Ihren ersten Ansturm hatten die Österreicher blutig abgewiesen. Aber Friedrich hatte bei Mollwitz für immer verlernt, sich vor der Zeit überwunden zu geben. Ihn schreckte es nicht, daß Tausende seiner Getreuen die Wahlstatt bedeckten und Feldmarschall Schwerin, eine Fahne in der Hand, den Heldentod fand. Zu neuem Angriff und zum Siege hatte sein starker Wille die noch frischen Kräfte fortgerissen.

Noch härtere Arbeit aber stand bevor. Prag leistete unerwartet zähen Widerstand, und der König mußte am Ende selbst den Schutz der Belagerung gegen Dauns Entsatzheer übernehmen. Er schuldete es seinem eigenen Rufe und dem seiner tapferen Armee, auch diese Aufgabe angriffsweise zu lösen.

Wie bei Prag, so sollte am 18. Juni auch bei Kolin der entscheidende Stoß die rechte Flanke des Gegners treffen. Doch Daun gelang es, den bedrohten Flügel noch beizeiten zu verlängern. Von der Kavallerie nicht zur Genüge unterstützt, brach die ruhmreiche preußische Infanterie unter der Wucht erdrückender Übermacht zusammen. Der nie besiegte königliche Kriegsheld war geschlagen und nur der furchterweckenden Macht seines Namens dankte er es, daß Daun nicht wagte, ihn ganz zu vernichten.

Welch ein betäubender Schlag für den bisher vom Glücke verwöhnten Feldherrn! Dahin für immer war die stolze Hoffnung, Österreichs Macht zu brechen; dahin der Schimmer der eigenen Unbesiegbarkeit. „Die furchtbarste Koalition, die Europa je geschaut hatte“, *) stand gegen den König in Waffen, während die Blüte seiner braven Infanterie auf Böhmens Feldern dahingemäht lag.

*) Roser, a. a. O.

Wäre es ein Wunder, wenn ihn der Wunsch nach einer erlösenden Kugel beschlichen hätte, als hinter ihm die letzten vierzig Tapfern vom Regiment Anhalt nieder sanken, die er selbst um ihre zererschossene Fahne geschart und unter klingendem Spiel gegen die Batterie bei Chozeniß vorgeführt hatte? Gewiß nicht! Aber dennoch blieb die Ohnmacht, die den König besiel, als er tags darauf im Lager vor Prag nach 36stündigem Ritt aus dem Sattel stieg, der einzige Tribut, den er menschlicher Schwachheit zollte.

Am zweiten Tage nach der Niederlage schon galt all sein Denken nur noch neuem Kampf und Sieg. Die Tränen, die seine Wangen nekten, als er bei Mienburg die gelichteten Reihen des I. Bataillons Garde, seiner Lieblingsstruppe, wiedersah, sie waren kein Zeichen hilflosen Kleinmuts. Der Grimm des verwundeten Löwen sprach aus ihnen.

Und einem Löwen gleich, zum Sprung bereit, so sehen wir ihn später an jenem 5. November bei R o ß b a c h Ausschau halten nach den Höhen zwischen Mückeln und dem Taubenholz, wo die Franzosen und Reichstruppen lagern.

Beim Morgenrauen hat sich Bewegung im feindlichen Bivak gezeigt. Will der Gegner abziehen oder was plant er sonst? Das ist die Frage. Schon hat er, nach Süden rückend, Zeuchfeld erreicht, da biegt er plötzlich nach Osten ab. An Pettstädt geht sein Marsch vorbei auf Reichardtswerben. Jetzt aber weiß der König Bescheid. Der doppelt überlegene Feind will ihn umgehen und in der linken Flanke fassen. Nun gilt's zu handeln!

Rasch sind die preußischen Zelte abgebrochen. Auf Kayna rückt die Armee, und der Gegner jubelt, als sie seinen Blicken hinter den Lunstädter Höhen entwindet. Es handelt sich ja nur noch darum, ihr Entkommen zu verhindern. Niemand ahnt, daß das preußische Heer, durch die Hügelkette gedeckt, mit klopfenden Pulsen den Kampf erwartete.

An der Lunstädter Mäster hält König Friedrich. In dicht geschlossener Masse sieht er den Gegner nahen. Voraus die Kavallerie. Als diese die Gegend nördlich von Reichardtswerben erreicht hat, blizt es am Janus-Hügel auf. Es sind die schweren Geschütze der Preußen. Noch ist der Donner ihrer ersten Schüsse nicht verhallt, da tönen schmetternde Signale vom Pölzen-Hügel herüber, und dem Sturmwind gleich kommt Seydlig mit 38 Schwadronen herangefegt. In Front und beiden Flanken faßt er die feindlichen Reitermassen und jagt sie in kopflose Flucht.

Jetzt aber naht, vom König selbst geführt, die preußische Infanterie. In Staffeln vom linken Flügel geht sie vor, zwischen Reichardtswerben und Nahsendorf durch. Vergebens sucht die verbündete Armee sich aus ihrer ungefügten Marschform zu entwickeln. Sie wird von beiden Seiten umklammert, und als die Verwirrung am größten ist, braust Seydlig mit

seinen Reitern aufs neue heran, Tod und Verderben mit sich führend. Kein Halten gibt es jetzt mehr für den Gegner. In beispielloser Verwirrung flüchtet er der Unstrut zu, bis die sinkende Nacht ihn schützend umfängt.

Die Scharte von Kolin ist ausgeweht. Des Königs Feinde haben wieder zittern gelernt!

Noch aber stand der gefährlichste Gegner im Felde.

In Schlesien war der Herzog von Bevern hart von den Österreichern bedrängt. Noch während Friedrich ihm zu Hilfe eilte, fiel Schweidnitz, bald darauf auch Breslau und der Herzog selbst in Feindes Hand.

Bei Parchwitz stießen die Trümmer von Beverns Armee zu der des Königs. Kein Wort des Vorwurfs hatte dieser für die geschlagenen Truppen. In seiner berühmten Ansprache an die Generale und Stabs-offiziere riß er alle zu heller Begeisterung mit. Der Zauber seiner Persönlichkeit und der Anblick der Helden von Roßbach ließ auch den gemeinen Mann des besiegten Heeressteiles alle Verzagtheit von sich werfen.

Zwar: düster sah die nächste Zukunft aus. In starker Stellung hinter der Lohe standen Prinz Karl und Daun mit doppelter Übermacht. Doch der letzte Grenadier im preußischen Heere teilte seines großen Führers unerschütterlichen Willen, die Österreicher anzugreifen, „und wenn sie auf dem Zobten-Berge oder auf den Kirchtürmen von Breslau stünden“.

Als obendrein dann gar die Nachricht kam, daß der Feind seine Stellung verlassen habe und vorgerückt sei, da ging des Königs Wort von Mund zu Mund: „Der Fuchs ist aus dem Loch gegangen. Jetzt will ich seinen Übermut bestrafen!“

Schon ahnte auch den Österreichern Schlimmes. Erschrocken vor der eigenen Kühnheitsregung, hatten sie auf dem linken Ufer der Weistritz wieder halt gemacht.

Wie einst bei Mollwitz deckte Winterschnee das Land, als Friedrichs kleines Heer von Neumarkt aus am 5. Dezember früh, noch in der Dunkelheit zum blutigen Tagewerk antrat.

Bei Borne stieß man im Morgennebel auf den Feind. Nicht der Flügel seiner Hauptmacht war es, wie der König anfangs glaubte, sondern vorgeschobene Kavallerie mit leichten Truppen. Ein ungestümer Angriff von 30 Schwadronen warf sie in wilde Flucht. Voll wütender Kampfgier setzten die preußischen Husaren nach. Sie hatten alte Bekannte von Kolin entdeckt, die sächsischen leichten Reiter, denen eine üble Schuld zu begleichen war. Jetzt wurde sie mit Zinsen heimgezahlt. Erst bei Groß-Heidau kam die tolle Jagd zum Stehen, dicht vor der feindlichen Armee.

Diese war, wie sich nun zeigte, zwischen Sagshütz und Rippern aufmarschiert. Vom Schönberge aus sah sie der König im vollen Waffenglanze vor sich stehen. Jeder Mann in der gewaltigen Linie war zu zählen.

Ein Angriff in der Front war aussichtslos. Er hätte zur sicheren Vernichtung geführt. Doch Friedrich kannte die Gegend von den schlesischen Manövern her. Er wußte, daß der linke Flügel die verwundbare Stelle des Gegners war.

Durch ein kurzes Scheinmanöver gegen Frobelswitz lenkte er des Feindes Wachsamkeit in falsche Richtung. Dann bog die Armee nach Süden ab, gedeckt durch die vom Schönberg bis zum Wachberg streichenden Hügel. In der Höhe von Lobetinz schwenkte sie im stumpfen Winkel links, und aus der Linie Schriegwitz—Heideberg schritt sie um 1° nach. mit Staffeln vom rechten Flügel zum Angriff auf die Sagschützer Höhen.

Trotz der preußischen Minderzahl ist der König hier, am entscheidenden Punkt überlegen. Mit voller Wucht trifft sein Flankenstoß das Korps Nadasdy und rollt es auf, bevor er verstärkt werden kann. Die schräge Ordnung bewährt sich glänzend, denn der verhaltene linke Flügel ist dem Gegenangriff des feindlichen rechten völlig entzogen. Nichts anderes bleibt den Österreichern übrig, als bei *L e u t h e n* hastig eine neue Front nach Süden zu bilden.

Doch unbeholfen ballen sich hier die Massen zusammen, an vielen Stellen bis zu 100 Gliedern tief.

Vor der lebendigen Mauer stockt der Angriff zwar bei sinkender Sonne. Eine Zeitlang scheint es, als sei seine Kraft gebrochen. Schon setzen gar Luchseses Reitergeschwader vom Schönberg aus zur Attacke gegen des Königs linken Flügel an. Da aber klingt von Westen her der schmetternde Hornruf von Roßbach herüber! In Flanke und Rücken des Feindes brechen die Massen von Driesens Kavallerie zum Gegenstoß ein: Kürassiere, Dragoner, Husaren, an 50 Schwadronen, dazu noch die 30 der Kavalleriereserve unter Prinz Eugen von Württemberg.

Verzweifelt wehrt sich der bestürzte Feind im blutigen Handgemenge, dann aber wälzt sich der brausende Strom, einer Sintflut gleich, dem rechten Flügel des österreichischen Fußvolkes zu — vor ihm her das Entsetzen.

Eine wilde Panik bricht beim Gegner aus. Ganze Bataillone werfen die Gewehre weg und flüchten der Weistritz zu. Was standhält, macht die preußische Infanterie, die jetzt von neuem angetreten ist, mit Bajonett und Kolben nieder.

Ein Bild der grausigsten Verwüstung deckt die Winternacht mit ihrem schwarzen Schleier zu. Die stolze Armee, die tags zuvor so siegesgewiß der Potsdamer Wachtparade gespottet hatte, sie ist nicht mehr. Versprengte Haufen zitternder Flüchtlinge suchen im Schein des Verfolgungsfeuers der Artillerie mit Mühe den Weg durch das verschneite Land. Tausende geben sich den nachziehenden Reitern gefangen.

Aus den gelichteten Kolonnen der Sieger aber, die im dichten Schnee-

gestöber ihrem großen Kriegsherrn durch die Finsternis folgen, tönen über die blutige Wahlstatt hinweg die Klänge des Liedes, das in Preußen seitdem der Choral von Leuthen heißt: „Nun danket alle Gott!“

Im Schloß zu Lissa sah der König einen Teil der Getreuen von Parchwitz wieder. Das Wort, mit dem er tief bewegt für ihren Glückwunsch dankte, ist wahr geworden: „Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen!“

Von Mollwitz bis Leuthen: welch eine Veränderung! Dort der Jüngling, der in kühnem Tatendrang ein gefährliches Wagnis unternimmt, vertrauend auf sein Recht und seinen guten Stern, — hier der gefestigte Mann, der sturmerprobt einer Welt in Waffen trotzt und um Sieg oder Untergang kämpft. Dort der Anfänger, der den Erfolg im letzten Grunde seinem im Grabe ruhenden Vater dankt, dem Schöpfer und Bildner der preussischen Infanterie, — hier der Meister in des Wortes erhabenstem Sinne, der das Geheimnis des Sieges im eigenen, starken Herzen trägt, der einer kleinen, dezimierten Schar den Odem des Heldentums einhaucht. Dort der Neuling, der dem wohlgemeinten aber schlechten Rat des erfahrensten seiner Generale nachgibt, der mögliches für unausführbar hält, — hier der durch eigene Erfahrung unabhängig gewordene, keiner Stütze bedürfende, willensstarke Held, der Wege sieht, wo andere keine finden, der das Unmögliche möglich macht. Welch eine Veränderung und welch ein Fortschritt!

Warum aber muß an einem Gedenktag wie heute gerade davon die Rede sein? Weshalb wird der König nicht bloß auf der Höhe seiner Feldherrnkunst gezeigt, sondern auch auf dem Wege zu ihr, der durch allerlei Irrtum hindurchführt? Er gibt uns selbst die Antwort, wenn er sagt, daß es vor allem die Kenntniss der Geschichte, also des Werdeganges großer Feldherren sei, was neue Führer bilde.

Das Klassische sieht immer selbstverständlich aus, auch in der Kriegskunst. Es erschöpfend zu würdigen, ist nur möglich, wenn man es vor den dunklen Hintergrund von weniger vollkommenen Leistungen stellt. Dann erst zeigt es sich in seinem hellsten Glanze. So ist auch die volle Bedeutung von Kofsbach und Leuthen ohne den Rückblick auf Mollwitz gar nicht zu erfassen. Der Vergleich erst zeigt uns auch, daß die beiden schönsten Siege Friedrichs des Großen durchaus nicht nur auf schnell entschlossener Benutzung des günstigen Augenblicks beruhen, sondern zugleich die Frucht von jahrelanger zielbewußter Arbeit sind.

Nur allzu gern sieht bequeme Oberflächlichkeit über solche Lehren der Geschichte hinweg. Man tut so, als flöge der Erfolg dem Genius von selber zu, und vergißt dabei, wie mit dem Glück sich das Verdienst verketten muß und allezeit verkettet hat, wo immer auf Erden großes erreicht

worden ist. Wie Moltke und Napoleon, so ist auch König Friedrich, beider Vorbild, ein Mann des rastlosen Fleißes gewesen.

Mit eiserner Tatkraft hat er nach Mollwitz gestrebt, den dort begangenen Fehlern für die Zukunft vorzubeugen.

Die Kavallerie, über die er mit Recht das bekannte bittere Urteil gefällt hatte, war schon ein Vierteljahr nach der Schlacht nicht mehr wiederzuerkennen. Die Pferde, früher dürr und matt, waren frisch und mutig geworden. Schon regte sich auch, von Friedrich selbst erweckt, im Offizier wie im gemeinen Mann der kühne Reitergeist, der den Kampf mit der blanken Waffe sucht und seine herrlichste Verkörperung in Seydlitz finden sollte, jenem Manne, der wie kein anderer befähigt war, „des Königs Gedanken in die Wirklichkeit zu reiten“.*)

Die Infanterie, schon bei Mollwitz hohen Ruhmes wert, erreichte in der Gefechtsausbildung, besonders im Feuerkampf, die Grenze dessen, was damals möglich war. Von der ganzen Armee berichtet der französische Marschall Belle-Isle nach einer Besichtigung im Strehlemer Lager, er habe zwar außerordentliches erwartet, doch sei die preußische Mannszucht und Pünktlichkeit bis zu einer Vollendung gesteigert, von der er sich gleichwohl nur einen ungenügenden Begriff gemacht habe.

So hatte der König, dem Siegfried der Heldensage gleich, sich nicht mit dem von fremder Hand geschmiedeten Schwerte begnügt. Ein besseres hatte er sich aus dem alten Stahl zurechtgehämmert. Daß es nicht rostig wurde, dafür sorgte der Feind.

Doch zeigte sich diesem das Preußenheer allerorten weit überlegen, gleichviel ob der König selbst es führte, wie bei Chotusitz, Hohenfriedeberg und Soor, oder ein anderer, wie der Fürst von Anhalt bei Kesselsdorf. Soviel Schlachten, soviel Siege, die von dem Ruhm der herrlichen Armee erzählten. „Ein Staat, dem solche Truppen dienen“, sagte der König nach Hohenfriedeberg, „ruht auf ihnen so fest, wie die Welt auf den Schultern des Atlas.“

Aber auch als Schlesiens Besitz durch den Dresdener Frieden fürs erste gesichert ist, erlahmt des Siegers Tätigkeit nicht. Sie dehnt sich sogar noch weiter aus als bisher.

Bei Mollwitz hatte Friedrich noch keine nennenswerte Kriegserfahrung gehabt. Jetzt, vier Jahre später, hatte er mehr, als selbst ein so umfassender Geist wie der seine im Sturm und Drang der Ereignisse selber verarbeiten konnte.

So greift denn die Hand, die bis dahin das Schwert geführt hat, zur Feder. Nur so ist es möglich, die Fülle der neuen Gedanken zu ordnen und in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol zu finden. Für die

*) Großer Generalstab, Kriege Friedrichs des Großen, 5. Bd., Roßbach.
Beilage 3. Mitt. Wochenbl. 1912. 2./3. Heft.

einseitigen Verächter theoretischer Studien liegt darin eine gute Lehre, aber auch für die papierernen Seelen, denen das Schreiben Selbstzweck ist, und deren Überproduktion an geistigen Siebenmonatkindern die gute Masse unserer Literatur verdirbt. Die militärischen Schriften des Königs dienen alle unmittelbar dem praktischen Zwecke. Wegweiser sind sie für die Männer der Tat, von einem Helden der Tat errichtet. Das gilt vor allem von der bedeutendsten unter ihnen, den „Generalprinzipien vom Kriege“.

Den taktischen Grundsatz vom Zusammenhalten der Kräfte überträgt diese Schrift vom materiellen auch auf das geistige Gebiet. So ganz und gar soll sie die höheren Führer, an die sie gerichtet ist, mit des Königs Begriffen vom Wesen des Krieges durchdringen, daß, wie er sagt, auch nur ein halbes Wort von ihm genüge, um seinen Gedanken volles Verständnis zu sichern. Fast sieben Jahre hat er an dem Werke herumgefeilt, bevor er es im Januar 1753 an seine Generale ausgeben läßt. Den Reichtum des Inhalts auch nur anzudeuten, führt zu weit. Ganz wenigstens sei herausgegriffen.

Der König sieht voraus, daß er den nächsten Krieg gegen mehrere Fronten führen muß. Die Worte Nachbarn und Feinde sind für Preußen, wie er sagt, unglücklicherweise gleichbedeutend geworden.

Sich auf die reine Abwehr zu beschränken, wäre demgegenüber sichere Vernichtung. Genau wie später Moltke ist auch Friedrich einst in der Theorie ein Freund der aktiv geführten Verteidigung als der stärksten Kampfform gewesen, und genau wie jener hat er es bei der platonischen Liebe bewenden lassen. Schon in den beiden ersten Schlesischen Kriegen hat er keine einzige Verteidigungsschlacht geschlagen. So will er es auch ferner halten. Selbst theoretisch vertritt er jetzt den Angriff um jeden Preis.

Aber dessen Schwierigkeiten verkennet er nicht. Er rechnet auch darauf, daß diese ihm unverkürzt von den Gegnern zugeschoben werden, daß er überlegene Heere in raffiniert gewählten Stellungen antreffen wird. Darum warnt er, den Clausewitz den offensivsten aller Feldherren nennt, nachdrücklich vor blindem Draufgängertum.

Stets wohl erwogen soll der Entschluß zum Angriff sein, nach Zeit und Ort, wie bei Roßbach, wo der König dem Feinde länger als einen vollen Tag gegenüberliegt und erst angreift, als jener seine starke Stellung verlassen hat. Ist aber das Wägen vorbei, das Schwert zum Schlage erhoben, dann soll es auch wuchtig niederfaulen.

Der König weiß, daß die reine Frontalschlacht, die überlieferte Norm der Lineartaktik, selbst unter günstigen Verhältnissen, zuviel dem Zufall überläßt, daß sie gegenüber dem Stärkeren an Zahl fast immer zur Niederlage führt und im Falle des Sieges nie zur Vernichtung des Gegners. Auf diese aber kommt es an; doppelt und dreifach beim Kampf auf der

inneren Linie. Hier gilt es die Feinde schnell und gründlich abzutun, den gefährlichsten zuerst, hernach die andern. Das Mittel dazu findet Friedrich in der schrägen Ordnung.

An der schwächsten Stelle, dem nicht oder mangelhaft angelehnten Flügel, will er den Feind mit zertrümmerndem Stoße treffen, den andern Flügel des eigenen Heeres jedoch dem Gegenangriff der überlegenen Massen entziehen. Mißglückt der Plan, die feindliche Front in dieser Weise aufzurollen, so bildet der versagte Flügel die Reserve für einen neuen Vorstoß aus anderer Richtung.

Betrachten wir die Schlachten bei Mollwitz und Leuthen im Lichte dieses Gedankens, der aus der Zeit zwischen beiden stammt, so zeigt sich ein überraschendes Bild. In der Schlacht des Anfängers wie in der des Meisters ist die preussische Armee mit zurückgehaltenem linken Flügel vorgegangen, und hier wie dort hat sich daraus, daß der Feind seine Kräfte nach dem zunächst gefährdeten Punkte sammelte, die Möglichkeit der Umfassung ergeben. In beiden Schlachten hat der verhaltene linke Flügel diese Umfassung ausgeführt und so die letzte Entscheidung gebracht: bei Mollwitz mit der Infanterie, bei Leuthen mit der Reiterei, doch dem Wesen nach in gleicher Weise.

Ist das ein Zufall? Wohl möglich, denn bei Mollwitz war der linke Flügel ganz gegen die Absicht der Führung zurückgeblieben, bei Leuthen hat ihn die Kunst der Führung mit klarer Berechnung versagt. Vielleicht aber gibt es dennoch einen inneren Zusammenhang. Vielleicht hat gerade die spätere Betrachtung des Mollwitzer Kampfes den Feldherrn zu dem Versuche angeregt, aus dem, was dort ein Ergebnis störender Reibung gewesen war, ein neues Mittel zum Siege zu machen.

Dann wäre das Schlachtfeld von Mollwitz die Stätte der Wiedergeburt des Gedankens, der einst schon Epaminondas bei Leuktra den Weg zum Triumphe gewiesen hatte. Was mehr als zwei Jahrtausende zuvor der thebanische Feldherr erfunden hat: am Arbeitstisch des Preußenkönigs erwacht es zu frischem Leben, auf seinen Übungsplätzen gewinnt es neue Gestalt, bei Kößbach und Leuthen wird es von neuem Geschichte.

Man sieht: auch in der Kriegskunst gelten ewige Gesetze.

Das mögen alle beherzigen, die sich zweifelnd fragen, was der Soldat von heute aus König Friedrichs Zeit denn noch für Lehren ziehen könne. Nicht Pietät nur ist es, was uns treiben muß, immer wieder den Blick nach jenen längst vergangenen Tagen zurückzuwenden, auch nicht der ästhetische Genuß, den es gewährt, einen gewaltigen Geist bei der Arbeit zu sehen, einen Blick zu tun in das Wunderland, wo Kraft und Genie für die Unsterblichkeit wirken. Ganz greifbare, praktische Lehren bietet uns zu alledem das Studium der Kriege jener großen Zeit.

Eins freilich ist nicht zu leugnen: Die Mittel der Truppenführung sind veränderlich. Die heutigen haben mit denen von damals nicht mehr allzuviel gemein. Für die Beherrschung des Handwerksmäßigen lernen wir am meisten aus den Kriegen der neueren Zeit, weil die der Zukunft ihnen am ähnlichsten sein müssen.

Vom Wandel der Dinge unberührt aber bleibt der wichtigste Faktor von allen, die den Erfolg bestimmen: der Mensch.

Er ist im Kriege Anfang und Ende. Von ihm geht alles Handeln aus — auf ihn bezieht es sich auch. Den Feind vernichten, heißt, ihm Mut und Willen brechen. Das war und ist des Krieges einziger Zweck, und in der Kunst, dies zu erreichen, bleibt Friedrich der Große ein klassisches Vorbild für immer.

Die Wege, die er einschlägt, sind verschieden. Bei Roßbach wiegt er den Gegner durch scheinbaren Rückzug in Sicherheit, bevor er den Siegesgewissen, Ahnungslosen überfällt. Bei Leuthen schüchtert er ihn durch das Angriffsmanöver gegen Frobelswitz ein und verleitet ihn, sein Reservekorps nach dem gar nicht bedrohten rechten Flügel zu ziehen. Im einen wie im andern Falle aber genügt es ihm nicht, sich die materielle Überlegenheit am entscheidenden Punkte zu sichern. Ganz zielbewußt bereitet er von vornherein auch den moralischen Niederbruch des Feindes vor.

Sein Mittel dazu ist aber nicht allein die eigentliche Überraschung, sondern mehr noch das Prinzip der Tat an sich. Nie läßt er den Feind zu Atem kommen. Stets hält er ihn durch sein Handeln unter seelischem Druck, im Banne entnervender Furcht. So lähmt er des Gegners Entschlußkraft schon, bevor überhaupt etwas Entscheidendes geschehen ist.

Wie hypnotisiert sind bei Leuthen die feindlichen Führer. Wir haben gesehen, daß die bloße Annäherung des Königs genügte, ihren Entschluß zum Vorgehen umzuwerfen.

Schon an der Weistritz macht das österreichische Heer wieder halt. Und als die Stunde der Entscheidung wirklich naht, versäumt Prinz Karl über seinen tastenden Versuchen, das Geheimnis der Absichten Friedrichs zu entschleiern, die knappe Zeit, die ihm zum Handeln bleibt.

Kein besseres Beispiel kennt die Geschichte für die Macht der Persönlichkeit im Kriege als das des Großen Königs.

Nur diese Macht hat ihn und Preußen nach Kolin gerettet. Ein schwächerer Geist wäre damals zusammengebrochen, ein nicht so tätiger hätte die feindliche Verfolgung nicht durch den bloßen Ruf seines Namens lahmgelegt. Ein nicht so kühner endlich hätte bei Leuthen nie den Angriff gewagt.

Es ist der Nachteil eines langen Friedens, daß das Verständnis für solche Größe allzu leicht abhanden kommt, daß man die Schärfe des erwerbenden Verstandes einseitig höher zu schätzen neigt als jene Eigen-

schaften des Charakters, die erst in Zeiten der Gefahr ihren richtigen Kurzwert erreichen.

Gewiß: der Krieg erzieht seine Männer selbst. Von allen Lehrmeistern der Soldaten ist er der beste. Doch er ist von allen auch der, der das teuerste Lehrgeld verlangt. Wer in seine Schule geht, muß Handwerk und Kunst beherrschen, soweit sich beide im Frieden erlernen lassen. Sonst ist er bankerott, bevor er die Reife erlangt hat.

Akademische Betrachtungen und Studien aller Art allein genügen dazu nicht. Das Wort gebiert das Wort. Die Mutter der Tat ist nur die Tat. So möge auch König Friedrichs Beispiel seine zeugende Kraft bewähren! Wir brauchen es heut nötiger als je zuvor.

Die äußere Lage unseres deutschen Vaterlandes gleicht der des Königreichs Preußen vor dem Siebenjährigen Kriege nur allzusehr. Die jüngste Vergangenheit hat es gezeigt. Auch die Blinden sind jetzt sehend geworden.

Soll die vielleicht schon nahe Stunde der Abrechnung uns kleiner finden, als unsere Ahnen aus Friedrichs Zeit? Nun gut! Wer das nicht will, der sehe zu an seinem Teil, daß unser Schwert nicht schlechter und nicht stumpfer sei als das des Begründers und Retters der preußischen Großmacht!

Auch unser Heil wird einmal von dem Ausgang eines gewaltigen Kampfes auf der inneren Linie abhängen. Wir haben des Königs Rezept dafür. Aber sieben Jahre ringen können wir nicht mehr.

Wir müssen es kürzer machen. Darum geschehe was geschehen kann, damit wir „nicht nur Prag, sondern auch Kolin gewinnen“.*)

Noch ist in der Entwicklung unserer Wehrmacht die Grenze des Möglichen längst nicht erreicht. Hüten wir uns, die nötigen Opfer zu scheuen! Das Preußen Friedrich Wilhelms I. hat schwerere gebracht, die unter dem Großen König reichliche Zinsen trugen. Und 1806 hat uns gezeigt, wohin es führt, wenn man mit der Versicherungsprämie gegen die Niederlage knausert.

So nötig indes diese äußeren Opfer sind, so wenig ist mit ihnen allein getan. Der Maßstab der Geschichte ist nicht der der trockenen Zahl. Den Kampf der Völker entscheiden die sittlichen Mächte. Was nützt, ist die glühende Liebe zum Vaterlande, der Wille und die Kraft, sich ganz in seinen Dienst zu stellen. Auch darin ist uns König Friedrich ein leuchtendes Vorbild.

In dem umfassenden Reichtum eines großen Geistes, der Vielseitigkeit seiner Gaben und Neigungen, ruhen Segen und Fluch dicht nebeneinander. Das Licht der Erkenntnis weckt beide zum Kampf. Wie

*) Vgl. Bernhadi, Taktik und Ausbildung der Infanterie (S. 186). Berlin 1910
E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung.

hätte es Friedrich so leicht gehabt, ein Dasein sorglosen Genusses zu führen. Wie lockend war die Versuchung, sich nach welschem Muster auszuleben, die Fülle der Kräfte in allerlei Halbheit zu zersplittern. Statt dessen faßt sie der König als Staatsmann und Feldherr alle mit festem Griffe zusammen. Ein Ziel nur kennt er: Preußens Größe, und ein Gebot nur: das der Pflicht. Ihr hat er willig das eigne Glück geopfert.

Ein mahnendes Gleichnis liegt darin für unser Deutsches Volk. Vielsältige Kräfte wohnen auch in ihm. Doch Segen spenden können sie nur, wenn nicht kleinlicher Hader und niedere Selbstsucht sie entzweien, sondern sittlicher Opfermut für eine große Sache, für die des Vaterlandes, sie zusammenschweißt. Nicht besser können wir deshalb die heutige Huldigung vor den Manen des größten der preussischen Könige beschließen, als durch das Gelöbniß, in seinem Geiste tätig zu sein, im Geist der Worte, die er nach der Schlacht von Liegnitz einem Freunde schrieb: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit tue“.